

Er scheint täglich
nachmitt. mit Ausnahme
der Sonn- und Feiertage.

Abonnementspreis
monatlich 60 Pf.
vierteljährlich 1.80 Mk.
jährlich 6.00 Mk.
Durch die Post bezogen
2.00 Mk.

„Die Neue Welt“
(Wochenblatt),
durch die Post nicht bezogen,
aber, kostet monatlich 10 Pf.
vierteljährlich 30 Pf.

Telephon Nr. 1047
Telegramm-Adresse:
Volkshalle Halle a. S.

Volksblatt

Sozialdemokratisches Organ

Insertionsgebühr
betragt für die gewöhnliche
Preisliste oder beim Raum
10 Pf. für Wohnung-
Verkauf- u. Veranlagungs-
Anzeigen 10 Pf.
Im redaktionellen Brief
kann die Rate 50 Pfennig.

Interate
für die fällige Summe
müssen spätestens bis zum
Mittag halb 10 Uhr in der
Expedition aufgezahlt
sein.

Eintragungen in die
Polizeistempel-Umhe
mitr. Nr. 2888

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld,
Baumburg-Weißenfels-Beitz, Wittenberg-Schweinitz, Torgau-Liebenwerda und die Mansfelder Kreise.

Redaktion: Geiststr. 21, Hof 2 Cr.

Expedition: Geiststr. 21, Hof part. 7.

Könnte die Katastrophe in Peking vermieden werden?

Dem englischen Regierungsblatt Standard zufolge hat der chinesische Gesandte in Washington erklärt, die 20 000 Mann verbündeten Truppen in Peking hätten recht gut nach Peking vorrücken können, wenn die Mächte sich gegenseitig vertragen hätten und die Mächte nicht eifersüchtig auf einander wären. Das zwischen den Verbündeten Uneinigkeit besteht, ist eine bekannte Tatsache. Wenn aber diese Uneinigkeit indirekt das Blutbad in Peking herbeiführt hat, so müssen die europäischen Parlamente von ihren Regierungen Rechenschaft fordern.

Freilich würde sich, wenn die Behauptung des Gesandten sich als wahr erweist, in China nur das lächerliche Schauspiel wiederholt haben, welches sich vor drei Jahren vor Kreta abgespielt, wo auch die europäischen Mächte vor lauter Kampfsireitigkeit und Eifersüchteleien trotz ihrer vielen großen, vor Kreta liegenden Kriegsschiffe zu einem wirksamen Eingreifen nicht gelangten. Wenn aber schon jetzt, wo in Peking nur etwa 25 000 Mann liegen, die Uneinigkeit jedes geschlossenen Vorgehens unmöglich macht, wie soll es da erst in sechs Wochen werden, wo an 100 000 verbündete Truppen dort aufgestellt sein werden?

Sehr richtig sind die Ausführungen, die der Vornarr über das Blutbad in Peking macht. Unser Zentralorgan schreibt: Wenn die englischen Sentationsblätter jetzt wieder die gruseligsten Einzelheiten melden, die sie schon zu berichten wußten, als sich die Katastrophe noch gar nicht vollzogen hatte, so muß diese gesonnenlose Verdrängung der Sentationsluft Gel erregen; aber freilich, bei dem tiefen Verfall der bürgerlichen Presse, die aus Geiz und ein sehr schmutziges Geschäft ist, ist es fast schon nicht verwunderlich, für diese Sorte Zeitung hat ein Zufall in der Nachbarschaft den gleichen Zeitpunkt wie die Tragödie in Peking, eine Tragödie, die in fürchterlicher Folgerichtigkeit langjährige schmutzige Schuld in Blut erlösen läßt.

Ammerlin: der Krieg kennt keine Menschlichkeit, und so mag denn in der Lohndiät des Fanatismus des Gegenseitigen genug gegeben sein. Berechnen, der russische Maler, hat uns in seinen Darstellungen russischer Kriegsgemälde die Dokumente der Verwertung in Farben gezeichnet — doch wir vergessen, daß Russland ja jetzt in erster Linie an dem Feldzug der Zivilisation gegen China beteiligt ist.

In der hinterlegten Presse beginnt abermals ein geiferndes Toben. Die Bestialitäten, die von den Chinesen verübt wurden, sollen durch verzeugschafte Bestialitäten der zivilisierten Mächte geküßt werden. Wenn aber den Chinesen seit Wochen eine Nachrede angedroht wird, wie sie die Menschheit niemals gesehen, so haben allerdings — und das ist das Gefährliche solcher Verzeugschafungen — die Chinesen gar nichts mehr zu verlieren und es kann sich für sie nur darum handeln, der Nachrede ihrerseits zuvor zu kommen, zu verzeugschafungen, durch die Errichtung einer fürchterlichen Schwedensherrschafft die Mächte einzufächeln.

Wieder erinnert man sich auch gütlich des Völkervertrags und

schämt ob seiner freien Verleugung. An das Völkervertrag hätte man in den Tagen von Stauffach denken sollen. Wenn man einmal auf den Grundgedanken, daß Gewalt vor Recht geht, wenn man die ganze Weltgeschichte in das Problem zusammenbringt, wer die meisten und am besten gegliederten Heerentzugeln besitzt — der Japaner mit uns Dainen! — der habe wenigstens den Mut des Befehlsmisses und verzichte auf die heuchlerische Zitterung des Völkervertrags. Was ist das Völkervertrag, das den Duren hilft, sich gegen die Bedrückung durch eine militärische Übermacht zu behaupten? Wenn, auf das Völkervertrag, müßte man sich eben nur dann verlassen, wenn man auf eigenen Leib einmal die Folgen der Lehre spürt, daß Gewalt vor Recht geht. Und warum findet man die Einschüchterung Wehrloser besonders abscheulich, wo es doch als höchste europäische Staatsweisheit gilt, daß man ein Volk gerade dann und deshalb überfallen muß, weil es militärisch wehrlos ist oder doch für militärisch wehrlos gehalten wird? Der Stärke hat recht — das ist ihr oberste Grundgesetz der Weltpolitik; nun, einwilen fühlen sich die Chinesen als die Stärkeren. Worüber entrückt man sich also? Wie die Sozialdemokratie hat das moralische Recht, kraft ihrer humanen Weltanschauung die Grausamkeiten des Krieges zu verurteilen.

Wie erparen es uns, noch einmal die ebene Verletzung von Urjache und Wirkung darzulegen, die zu dem jetzigen Zusammenbruch führen mußte. Aber eins ist noch in aller Schärfe hervorzuheben. Die Taten von Peking sind nicht nur die Opfer der vorangegangenen Weltpolitik, ihr Blut schreit gegen die jetzige Aktion der Mächte. Die misstrauische Gierigkeit der Militärschichten hat es nicht zugelassen, daß Japan rechtzeitig zum Schutze der Fremden eingriff; hier liegt die Schuld an den letzten Untergang der in Peking Gesandtschaften. Die 20 000 Mann, die in Peking lagen, müßten unter allen Umständen nach Peking vorzubringen. Das war ihre Aufgabe, mochten sich noch so viele Schwierigkeiten entgegenstellen.

So ist die Peking-Katastrophe in jeder Hinsicht durch die Schuld der Weltpolitik verursacht — ein blutiges Wahrzeichen wider das System des auf Raub ziehenden internationalen Kapitalismus.

Der Kampf in China.

„Fürchten Sie gar nichts!“ versichert Graf Bülow, als er dem Reichstage Kenntnis gab von der vollzogenen Bedrückung Stauffach. Das deutsche Volk, das von der Regierung für politisch zu unmäßig gehalten wird, als daß es gleich dem englischen Volke bestimmenden Einfluß auf die auswärtige Politik hätte, „fürchtet nichts“, und nun ist die Katastrophe herein gebrochen. Detaillierte Nachrichten über die Vorgänge in Peking liegen auch heute noch nicht vor, und den englischen Sentationsmeldungen ist erhaltungsgemäß wenig Glauben beizumessen. Nicht einmal der Tag ist fest, an welchem die Niederwerfung der Fremden in Peking erfolgt ist.

An Warnungen vor der Katastrophe hat es seitens ge-

nauer Kenner der Zustände in China nicht gefehlt. In einem am 31. Mai aus Peking abgegangenen Brief des Herrn von Broen, Professors an der Universität Peking, der nimmermehr auch ein Opfer der Katastrophe geworden ist, schreibt derselbe u. a., daß man noch am Sonnabend, den 26. Mai, in leitenden Kreisen (gemeint sind wohl die Gesandtschaften) nur ein überlegenes Lächeln für seine mündlichen Vorstellungen gehabt habe. Ansober der Voreingabe habe ihn in der vorletzten Maiwoche der französische Gesandte im Ministerat schlaunigste Beratung europäischer Botschaften vorgeschlagen, habe jedoch auf deutliche, russischer und englischer Seite keine Gegenliebe gefunden. Die blutdürstigen Herren hätten sich dann in liets wachsender Stärke in der Nähe der Kirche gesammelt und dort ihr Lager aufgeschlagen. Ueber ihre Absichten liegen sie keinerlei Zweifel. Weiter schreibt Herr von Broen: Am Sonnabend, 26. Mai, erklärte mir meine Eltern, daß alle Europäer und Christen, welche innerhalb der nächsten zwei Tage die Stadt nicht verlassen hätten, getötet werden würden. — In den vielen Unbegreiflichkeiten, die bisher schon zu verzeichnen sind, würde sich die Blindheit gegen die Volksstimmung als neue geltend.

In Peking

sollen die verbündeten Truppen am Sonnabend den Chinesen die Forts in der Chinesenstadt abgenommen haben, allerdings mit Drangabe von 800 Toten und Verwundeten. Dagegen lauten die Nachrichten aus Mittelchina sehr ungünstig. Dort sollen sich

100 000 gutbewaffnete Chinesen

auf dem Vormarsch nach Schanghai befinden, wo zahlreiche Europäer wohnen.

Eine genaue Berechnung der chinesischen Feldtruppen ist unmöglich, da die Mächte fast überall hinter der Soldaterei zurückbleiben. Durch Aufstellungen und Mobilisation verändert sich der Mannschafstand fortwährend. Eine ungefähre Berechnung ergibt eine Zahl von 225 000 bis 250 000 Mann, von denen etwa ein Drittel in den Provinzen Chilit und Schantung steht, also für die Kämpfe der Gegenwart und nächsten Zukunft vornehmlich in Betracht kommt. Doch die Feldtruppen dort durch Zulauß von Banntruppen und Truppen der grünen Fahne, sowie durch Aufständische anderer Herkunft sehr erheblichen Zuwachs erhalten haben, ist sicher. Die Gesamtzahl der in den Kampf getretenen Chinesen kann aber nicht einmal annähernd geschätzt werden.

Die Kaiserin Witwe

soll nach dem Briefe eines englischen Gesandtschafts-Katastrophe erst durch die „anmaßende Weise, mit der die Ausländer in Peking als kommandierten, zu einer fremdenfeindlichen Haltung veranlaßt worden sein.

Ueber den chinesischen Volkscharakter hat Dr. G. v. Stuhlmann, der 21 Jahre in China eine Lehrthätigkeit ausgeübt hat, folgende Angaben gemacht: „Unter meinen Schülern habe ich sehr wenige Leute gehabt, besonders viel mir auf, wie stark der mathematische Sinn bei verhältnis-

Die Erbschleicherinnen.

1) Roman von Ernst von Wolowgen.

Erstes Kapitel.

Erklärt, warum die Schwelgere Widdinger aus München in Vitterfeld zu weinen anfing und warum die Frau Romml sich vorzüglich über die Frau Geheimrat nicht weiter äußerte.

In dem Damenabteil zweier Klaffe des durchgehenden Wagens Nr. 10 waren alle Vorkünder ausgenommen und schliefen vor der sich verändernden Wellenbewegung der bewirbelten Luft. Es war zwischen fünf und sechs Uhr morgens; draußen begann es zu dämmern, der Regen flachte gegen die Scheiben und trommelte auf dem Dache des Wagens.

Wuf der kürzeren der beiden Vorkünder lag eine sehr dicke ältere Dame angesetzt. Ihre Fritze hatte sich aufgelöst und zwei dünne Büscheln baumelten über die Lehne hinaus vor der polierten Thür des Toilettenkammerchens aus und wieder wie zwei ansehnliche Klotzenhängen. Sie hatte sich die Taille und das Knie aufgeschlopf, eine Melocedre über sich geschoben und die Hüfte in formlosen schwarzen Samtkleidchen haken, von denen jedoch der eine heruntergefallen war und einen schwarzen Strumpf sehen ließ, aus dem die große Behe ziemlich weit herauschaute. Diese gute Dame schmarte fürderlich. Sie hatte den Mund weit offen und ihre leichten Wangenwangen wackelten gleichmäßig im Takt, der der raselnde Zug just ansetzte lag.

„Gibt gab es einen kleinen Hund, der Zug bog in eine Kurve ein und schlug gleichzeitig einen anderen Klummas an, flut hinführende Anschlag, eine Melocedre über sich geschoben.“ Wenn der Mund in der Brust seine Spannung über die fleischliche Bekleidung löste, die die Dame in ihrer Heucheltätigkeit zu führen: der Mund schlopfte zu, sie warf das Haupt mit einem tiefen Seufzer auf die andere Seite und stieß mit dem linken Fuß aus.

Die englische junge Dame, welche auf denselben Polster am Fenster die ganze Nacht aufrecht sitzend in arger Bedrängnis hatte verbringen müssen, fuhr, von dem kräftigen Stos in die rechte Hüfte getroffen, erkrankt zusammen, rief sich die Augen und blinnte verwirrt umher. Ein trauriger Blick streifte ihre umfangreiche Kleider, sie seufzte, von sich die Handfläche aus und begann ihr Gemüt, das ihr von dem langen Eigen mit vorgebeugtem Kopf ganz freigegeben war, mit dem Fingern zu reiben. Dann hob sie die Vorhänge ein wenig auseinander und schaute hinaus.

„Gruß, grau! Welche Ebene, ohne Baum und Strauch. Der Regen brühte den Waidweidenschneiß aus dem Vorhofe zu Boden nieder, daß er wie aufgelegt auf dem undes Ackerfeld zur Seite des hohen Bahndammes fletzte. Trotzlos!“

„Wohin brühte sie sich wieder in ihrer Ede, freuzte die Arme über der Brust und schaute. Sie schloß die Augen; aber an schloß vor in ihrer unbewußten Stellung doch nicht mehr zu denken, und als bald darauf ein langausgesogener, wehklagender Pfiff der Lokomotive ansetzte, daß sie sich einer größeren Station näherten, richtete sie sich wieder auf und schob die Vorhänge zurück.“

„Du, Kathi,“ flang’s da von gegenüberliegenden Polster her und gleichzeitig bekam sie einen leisen Pfiff gegen das Knie, „magst nimmer schlafen?“

„I mödt schon, aber die Luft mich ja net!“ gab die also Ankeredete zurück und deutete mit einem drockig bestimmten Pfiff auf ihre schwarze Bekleidung hin. „Die ganze Nacht hat ich mit dir in der Eisenbahn.“

„Ja, und ichwanth dich,“ wie ja Nilsbeder,“ erwiderte das andere junge Mädchen, das noch lang ausgebreitet dalag und gähnd die Arme aufwärts rechte.“

„Du weißt, Nisi, du kennst doch net flagen. Wie hast denn du bei des ana fletze, daß ich zu beuamen niederk leat hoch?“ berietete die große Kathi. „I hatt’ mi net traut, wo doch die Dame da sich recht ausgebreitet hat.“

„Nisi richtete sich leise fichernd auf, mußte die Schwester näher heran und schloß ihre sich in die hinterhergehend, ins Fier; Du des ham mir schlaun a macht,“ erich hat’ ich bloß a biß die Arme trauzogen und dann nach er halben Stund hab’ i ein Bein vortreckt und wieder nach er halben Stund dees andre — und dabei hab’ i mi gefletzt, als ob i felt schlafen thät, hab’ an tiefen Schanauer gethan und mi auf die andre Seiten

„raumbrecht, daß I hat meinen müssen, i müßt’ von mir. I hab’s wohl a hört, wie’s du gschrien und a schimpft hat, aber wo kann denn i dafür, was i im Schlaf thut! Mit weide Fuß hin i auf ihr drauf a legen, aber a legt is ihr dees doch z’viel worden und nah hat’s ihre magere Ectederin felt trunter thun müssen, fers!“

„Mit schadenfrohem Gesichter mandten sich die beiden verschlafenen Mädchenkapsen einer bageren, mittelalterlichen Dame zu, die in höchst unbehaglicher Stellung, dem Kopf wie eine gestülpte Pflie vornüber hängen lassend, halb hockend, in der rechten Ecke lag.“

„Du bist a rechte Bede,“ sagte Kathi, mit einem halb neidischen, halb bewundernden Blick an der jüngeren Schwester herabsehend, die sich eben anschaute, ihre verdrühten Gewänder glatt zu streichen.“

„Da hatte jene das Loch im Strumpf der diene Dame entdeckt und hatte eifrig unter neuem Gesichter die Schwester am Arm.“

„Wüggerl, Kathi, da schau!“ flüsterete sie, auf die große Behe deutend, „geh, nimm fingerdicke Nadel und Nig’ dees Ungewer a wenig an der Fuchshoh!“

„Du, Kathi,“ erwiderte die jüngere Schwester über eine solche Zumutung. „O mei, no, dees brücht i net fertig.“

„Nisi, audte die Nadeln, ferdte vorständig eine Hand vor und da — fribbel, fribbel, fribbel — war die finstere That vollbracht.“

„Du die Dame zuckte zusammen und stieß einen unwilligen Laut aus, der wie das Aufstellen eines großen Hundes im Traume flang, idnarbete aber gleich darauf ruhig weiter. Nisi war von dielen geringen Urtlois ihres Unternehmens nicht recht beirret und wollte eben zu härteren Weismitteln übergehen, als der Zug hielt und gleichzeitig die diure Dame in der anderen Ecke sich zu regen begann.“

„Wo find mer denn?“ rief Nisi schloß auf, indem sie sich dem Fenster zuwandte und die Gardinen zurückzog. Sie rief sich noch einmal die Augen und dann hochbathete sie den Namen „Wüggerl.“

„Die beiden Mädchen traten an die Thüre und blästen, einander umschlingend haltend, hinaus. Einwas Debers hatten sie in ihrem Neid noch nicht gelaes als diere Bahnhof in der arauen nebligen Morgendämmerung, diese Fabritissen und die traurige Ebene dahinter.“

Chinakoller mittels Schundromanen.

Ein Berliner Verlag hat soeben das erste Heft eines Noveltromans erscheinen lassen, der dem Volke die Wahrheit über China beibringen wird. Die düsteren Geheimnisse des chinesischen Kaiserhauses oder die Totenmauern von Peking — betitelt sich das Werk waterländischer Hochpoesie.

Das erste Heft beginnt mit dem Abdruck der wilhelms-haverer Kaiserrede. Dann folgt ein Bild, das wachheitstreu die Ermordung des Herrn v. Ketteler darstellt. Der Dichter ist weit schneller als selbst die Egerländer Wochs, die noch immer keine Photographie über das Ereignis gebracht hat. Der deutsche Botschafter ist zwar tatsächlich erschossen worden, aber unter seiner Hand liegt eine größere Leiche. Wir sehen, wie Herr v. Ketteler — Schöner — sich mit einem Revolver gegen eine Unzahl scheußlich stehender Chinesen wehrt, die auf ihn mit Knägen und krummen Säbeln eindringen.

Ein zweites Bild führt die Unterchrift: „Schlagt zu, Heuter von Peking,“ rief die Kaiserin, „das Leben des Deutschen ist Dir verfallen.“

Hier sehen wir in einem Gesangschor die Kaiserin Tante auf einem Teppich gebieterisch kommandieren. Sie ist ein dickes Weib, jedes Glied ein Sack. Was kommandiert sie — die Hinrichtung eines deutschen Mannes. Dieser kniet in der Mitte, die Hände auf dem Rücken gefesselt, den Kopf über ein Büßschiff gebeugt, welches Kopf soeben von einem linken einseitigen Fenster abgehakt wird. Ein zweiter gefesselter Deutscher, der von den Chinesen gefesselt wird, sieht schauernd der Hinrichtung zu; er selbst wird auch gleich dran kommen.

Aus dem Text, der den Abbildungen entspricht, seien folgende Proben wiedergegeben:

„Wasser Europas, waldet eure heiligen Güter, den Frieden!
Kaiser Wilhelm II. war es, der diese Worte hinausrief in die Welt und diese Mahnung ist nicht verhallt, denn der Feind innerhalb Europas ist geföhrt und daher konnten Deutsche und Franzosen, Russen und Engländer sich brüderlich zusammenfinden in der Abwehr der großen Gefahr, die aus dem Osten droht!“

Dann heißt es weiter:

Eine fürchterliche Schreckenszeit ist herbeigebrochen. Nicht nur die wenigen Europäer, welche in China weilten, nicht nur die Missionare, die in gegenwärtiger Zeit Kultur und Sitte zu verbreiten suchten, dem Christentum Eingang zu verschaffen wußten, wurden vertrieben, gemartert und getötet, nein in auch die Chinesen, welche den Irrglauben abgeworfen, sind auf das gräßlichste verfolgt worden; man nahm ihnen nicht nur ihre Habe, zerstörte ihr Eigentum, sondern folterte und mordete sie in barbarischer Weise; ihre Frauen und Töchter schändete man vor ihren Augen und verkaufte sie dann als Sklavinnen, selbst die zartesten Kinder wurden von den gelben, besoppten Unholden mißbraucht und zu Tode gepeinigt.

Wohin haben die europäischen Staaten ihre Marine-mannschaften nicht geschickt, schon sind die ersten Schiffe gefallen, das erste Blut vergossen, doch unüberhörbar ist, wie viele unserer blauen Jungen den Tod auf fremder Erde finden. Wir haben ja auch dort deutsche Untertanen und deutsches Gebiet — Siamtschau — zu verteidigen.

Der Verfasser des vorliegenden Romans

Die düsteren Geheimnisse des chinesischen Kaiserhauses über: Die Totenmauern von Peking kennt China genau, er ist mit den eigentümlichen dortigen Staatsverrichtungen vertraut. Kennt Land und Leute und die Religion der Chinesen, er hat Einblick erlangt in die geheimen Verbindungen, er belauscht das soziale Leben, und an der Hand eines solchen Führers werden uns leicht verständlich die Zustände im Reich des Himmels, wie der Chinese in seiner blumenreichen Ausdrucksweise sein Land benennt. **Zimmer-schreie, Silberne und erkerbende Geföhne** dringen hinter den Totenmauern von Peking hervor, dort befinden sich die Folterkammern, in welchen mit teuflischer Bestialität die ausgeföhrteten und fürchterlichsten Qualen den armen, unschuldigen Opfern bereitet werden.

Wahrlich: Eine Fülle auf Erden!

Unser Roman, dem wirkliche Vorkommnisse zu Grunde liegen, welche in dunkler geheimnisvoller Weise bereits in den Zeitungen andeuten worden sind, behandelt das bedauerliche Schicksal einer deutschen Jungfrau, eines jungen schönen Mädchens, das durch ganz eigentümliche Verhältnisse nach Peking in den Palaß der Kaiserin gelangte, und eines deutschen Offiziers, dessen blühendes Leben auf entsetzliche Weise brodt ist.

Doch prüfet und leset und ihr werdet mit uns anerkennen müssen, daß seit Jahren kein so interessanter, fesselnder und spannender Roman erschienen ist, wie „Die düsteren Geheimnisse des chinesischen Kaiserhauses“ oder: „Die Totenmauern von Peking.“

So hat endlich die deutsche Welpolitik ihren deutschen patriotischen Dichter gefunden, der poetisch nachschafft, was uns die welpolitische Presse tagtäglich in ihrem trockenen Stil berichtet!

Zur Leutenot auf dem Lande.

Ein in Riela wohnhafter Arbeiter hatte eine Tochter an einen Gutsherrn in der lommahcker Pflanzung verheiratet und erhielt nach einiger Zeit folgende in ihrer Ungeschicklichkeit erregende Schilderungen über das „patriarchalische Verhältnis“, in das sein Kind geraten war:

Liebe Eltern!

Ich ergreife die Feder, um Euch ein paar Zeilen zu schreiben. Mir geht es ja allerhand nach, ich fühle mich als erlt, ich muß mich immer vorziehen, daß ich keine Schläge bekomme, denn er will mich immer wieder schlagen.

... Er spricht immer, Ihr hättet mich vier Wochen aus-hungern lassen, und ich hätte keine Kräfte mehr, er wolle mich auf die Wästel setzen, ich wäre nichts mehr nütze. Die Wände brechen mandal. Auf wen er es einmal abgeben hat, dem geht es auch schlecht. Gestern beim Abendessen mußte ich umknicken, da hatte ich ein Gähnen zusammengefallen, da haben sie der Bauer und der Knecht mir was verwirrt. Sie sagten: Das

liegt bloß an Euch, wenn ich ordentliche Eltern hätte: so thät ihr aber selber nichts tunge. Ihr wäret selber lächerliche Bande genug, so lange ich noch bei ihm wäre, wölte er mich noch tüchtig zusammenhauen, da jagt er noch, er wolle mich an die Leinwand rennen oder künne mir den Fessel an den Kopf hängen, daß das Gehirn herausfliehe. Solche Redensarten und Verwünschungen hat der Herr und der Knecht immer über mich. Ich habe hier kein bißchen Luft mehr, da soll einem wohl die Luft vergehen. Nehmt es nicht übel, daß ich so schiedt geschrieben habe, mich hat's ordentlich ge-sitzert bei dem Schreiben. Ich will nun schließen u. i. w. u. i. w.

Eure Tochter

... (folgt Unterchrift)

Solche Notrufe des armen Proletariates an seine Eltern liegen noch mehrere vor. In einem anderen Briefe beklagt sie sich bitter über eine Magd, die, obgleich erst 20 Jahre alt, doch schon 3 uneheliche Kinder hat und das Mädchen, die sich in anderen Umständen befand, „Aurenmench“ schimpfte. Ein anderes Mal hat sie die Schmeichelei des Gutsherrn beim Schreiben des Briefes erwidert und den Gutsherrn gerufen, denn mit Gemut und wahrlich nicht geüben von keinem schlechten Gewissen, den Brief haben wollte. Als das Mädchen ihn nicht herausgab, wurde die Vade gültig ausgespart und sie von dem humanen Arbeiter, „gegrert und geknippen“ und die Schmeichelei mußte ihn von größeren Mißhandlungen zurückhalten.

Das Ende vom Liede war, daß der über diese Behandlung seines Kindes aufs äußerste empörte Vater dem rabiaten Gutsherrn ins Haus rüde und ihm Vorwürfe machte, wobei er in einen heftigen Wortwechsel geriet und von dem Gutsherrn wegen Hausfriedensbruch angezeigt wurde. Der Vater erhielt sechs Tage Gefängnis.

Nach dieser Illustrationsprobe wird man es begreifen können, wenn man mehr die ländlichen Arbeiter und Arbeiterinnen vorziehen, in die Fabrik zu gehen, trotzdem in den Fabriken in Bezug auf Behandlung etc. auch vieles faul ist im Staate Dänemark, doch haben sie wenigstens die Möglichkeit, etwogen Mißhandlungen durch Wiederlegung der Arbeit zu entgehen, während ja, wie unsere Gerichte entscheiden, „Mißachtung“ des Gesetzes durch den Dienstgeber kein Grund ist, den Dienst zu verfallen.

Dem Vater empfehlen wir, bei der Staatsanwaltschaft Anzeige gegen den selbigen Kandidat zu erstatten wegen Verletzung seiner Tochter mit einem Verbrechen. Es wäre tödlich, wenn die Staatsanwaltschaft die Strafverfolgung ablehnen würde.

Gegen den Kohlenwucher

wendet sich in bemerkenswerter kräftiger Weise die Berliner Welt am Montag. Wie die Diebe die Zeit zum Stehlen benutzen, wo sie alle Einwohnern außerhalb des Hauses wissen, so benutze das fleine, aber mächtige Fährlein der Kohlen-magnaten die Zeit, wo das Interesse aller Welt auf die Vorgänge in China gerichtet ist, dazu, durch die Ausbeutung aller Bevölkerungs-schichten seine ungeheuren Kapitalien noch weiter zu vermehren. Nach dieser werden, aber wegen der unerschämten Preissteigerung der Kohle begrifflichen Charakteristik des Kohlenkriegs lag das Wort recht richtig:

„Es ist eine ganz auffällige Erscheinung, daß man in den weiteren Kreisen unser Volkes noch immer nicht begreifen will, welche eine nationale Gefahr in dem Vorgehen der Kohlen-interessenten liegt. Als die letzten großen Preisrückgehungen erfolgten, die gerade die Vermögen unter uns zur Winterzeit schwer trafen, da regten sich einige idealistische Zeitungsschreiber auf, einige besonders hart betroffene Interessenten schimpften und stüchelten. Aber wo blieb die von vielen erwartete große Aktion? Wo waren die großen Volksversammlungen, in denen die Bürgergassen endlich einmal in gewaltiger Demonstration fund thun sollte, daß sie sich nicht ohne weiteres verschachern und benehmen lassen? Nichts geschah, gar nichts. Man wollte die Faust in der Tasche und blieb stumm. Wenn man hatte eben andere Interessen, die für größer, für „politischer“ waren.“

Eine nette Politik, die jenseits des Ozeans Kultur verbreiten will und die Zustände im eigenen Lande in Unordnung zurück-läßt. Was nützen uns denn die Eroberungen in allen Ländern-strichen des Erdballs, wenn wir dadurch nicht einen Vorteil für unseren Handel erwarten dürfen! Und einen solchen Vorteil können wir nur dann gewinnen, wenn wir billig zu produ-zieren vermögen. Vor der Konkurrenz schützt uns keine Kanone, kein Säbel und kein Panzer-schiff. Billig produzieren, wenn das nützte Nationalmaterial, die fortwährend im Preise steigt, ist aber eine Unmöglichkeit. Die eigentümliche wucherliche Tätigkeit der Kohleninteressenten bringt daher unser Volk an den Abgrund des wirtschaftlichen Verderbens. Wir arbeiten nur für sie, wir bauen andere Schiffe nur für sie, alles, um einigen Zenten die Taschen zu füllen.“

Dieser Zustand wird immer untragbarer. Die Eisen-industrie leidet unter der Last der Kohlenpreise. In den Städten steigt mit jedem Tage der Preis für Brennmaterial. Aber das alles hilft die Herrin nicht davon ab, immer weiter die Preise zu erhöhen. So ist erst jüngst wieder eine Erhöhung jenseits der Produzenten beschlossen worden, und die Folge davon ist, daß in Berlin die Händler jetzt für den Zentner Kohlen, der noch vor Jahresfrist mit einer Mark bezahlt worden ist, 1.40 M. verlangen. Das schlimmste aber ist, daß, wie uns aus der Mitteilung einer Kohlenfirma be-kannt geworden, für den Winter eine weitere Erhöhung um 30 Prozent des jetzigen Preises zu erwarten ist. Noch mehr Familien als im vorigen Winter werden diesmal frieren müssen, wenn wir nicht Mittel anzu-Kohlen hätten, so wären das alles Konsequenzen, in die wir uns eben schließlich schicken müssen. Aber eine solche Notlage liegt gar nicht vor. Wir haben Kohlen in Fülle und Fülle. Aber die Schätze sind monopolisiert von einer kleinen Klasse, die dem Volke das Mark aus den Knochen jagt.“

Die eigentlich Schuldigen erblickt die Welt am Montag in den Grubenbaronen, deren Interessen im rheinisch-west-fälischen Kohlen-syndikat ihre Vertretung finden: sie erwähnt dann des sehr infamistischen Artikels, den der Redakteur der Deutschen Bergarbeiterzeitung, Otto Süß, über die ledig-lich im Interesse der Hochhaltung und Steigerung des Profits erzielenden Produktionsbeschränkungen des Syndikats in Nr. 40 des diesjährigen Jahrganges der Neuen Zeit veröffent-lichte, und sagt zum Schluß:

„Gegen diese Zustände muß man bei Zeiten Front machen,

wenn man nicht ruhig zusehen will, daß das deutsche Volk völlig der Willkür einiger Kapitalisten ausgeliefert wird. Es thut not, daß das Volk endlich zusammentritt und gemeinsame Mittel und Wege berät, um der drohenden Gefahr zu ent-gegenzutreten. Die unbedingt erste Forderung muß auf eine schließ-liche Aufhebung der Vorkaufs-Gewaltbefugnisse für die Kohlen-ausfuhr gerichtet sein. Dann bleibt eine Veränderung unserer Gesetzgebung in Bezug auf Hofstoft- und Lebensmittelprodukte zu fordern. Und endlich thut es not, in die Diskussion über Verstaatlichung des Steinkohlenbergbaues einzutreten, gegen die heute allerdings noch schwerwiegende sozialpolitische und politische Bedenken sprechen.“

Die Verstaatlichung der Kohlenwerke muß durch die Uner-fählichkeit der Sozialdemokratie zu einer immer breiteren Frage, der auch die Volkspartei trotz mancherlei wirtschaftlicher und politischer Bedenken nicht feindlich gegenüber zu stehen braucht.

Die Dienstbotenbewegung in Berlin.

Vor einiger Zeit verhandelte ein Privatdozent Dr. St. H. ein größere Anzahl Fragebogen an Herrschaften. Die Antworten waren eine große Anzahl über die Lage der Dienstboten in diesem Jahre veröffentlicht werden. Ueber die Veranlassung zu dieser Untersuchung und die Aufnahme derselben in der Öffentlichkeit sprach Herr Dr. St. H. am Freitag abend in einer öffentlichen Versammlung in Berlin, in die diesem Zwecke die Königshof veranlaßt worden war. Der Redner schilderte eingehend das Verhalten der Herrschaften und der Dienstboten gegenüber der Dienstboten-Gesetze. Die gesamte reaktionäre Presse, d. h. mit Ausnahme der sozialistischen Organe, sah sämtliche Blätter überdies den Mann, der es gewagt hatte, in die ihm anvertraute Angelegenheit über die Dienstbotenbewegung der häuslichen Dienst, einzudringen, mit einer Flut ebenso aberner wie gemeiner Schmähsungen und suchte mit allen mög-lichen Verwidelungen und Lügen die vordereicht ja recht unan-nehmliche Ergebnisse der Enquete von vornherein zu verdrängen. In jedem Blätter der Redner den Angaben der öffentlichen Meinung anordnete auch eine Schaar deutscher Kaufleute ihre oft gerühmte Zurückhaltung gegenüber allen öffentlichen Fragen und verböhten den Neugierigen in Zeitungsschreibern und anonymen Briefen auf alle nur denkbare Weise. Eine kleine Minorität häuslicher Angestellter, die Dr. St. H. in der Ver-anlassung zu seinen gab, bildete ein wertvolles Dokument der vornehmten Gesinnung, die sich das deutsche Volk in dem weltlichen Frieden des Hauses und der Familie zuweilen erwirbt.

Der Redner betonte mit Recht, daß der eigentliche Grund derartigen Erscheinungen bei der Erörterung sozialer Probleme immer der erste ist: Es gälte den herrlichen Zweck, die Not da, wo sie wirklich vorhanden ist, zu lindern; es gälte ihnen vielmehr nur, sie zu verbergen und zu verdecken, dem Auge ihren unangenehmen Anblick zu entziehen. Wie man die gerümpelten Schuldenfalten, gegen deren Glend das öffentliche Bewußtsein sich zu empören beginnt, einfach abschleift, so lüde man die unheimliche Unterdrückung und Unterwerfung der Frauen der Dienstbotenbewegung gegenüber begründet. Auch fehle den bürgerlichen Frauen jedwede vernünftige Schätzung des Wertes der Arbeit — den reichen, weil sie selbst feinerliche Arbeit leisten, den Frauen des Mittelstandes, weil ihre eigene häusliche Tätigkeit nie eine Selbstverwertung ist, die sie zu einem gewissen Grade von den Hausfrauen den Lohn der Dienstboten, der alles in allem kaum je 500 M. erreicht, vordereicht aufwärtig für einen hohen. Unter den Angestellten selbst haben an zahlreichen solche die Fragebogen ausgefüllt, die sich in relativ guten Stellungen befinden. Die meisten haben dagegen, bei denen die Lohn- und Arbeitsbedingungen an elendesten zu sein pflegen, die unter-stande Dienstmädchen, sind offenbar zu sehr niedergehalten und unterdrückt, um sich zu einem Interesse für die allgemeinen Angelegenheiten ihres Standes aufzuheben zu können. Auch sie, wie mehrere Zuführten an den Neugierigen bewiesen, in vielen Fällen ein ganz betrübliches Bild der Dürftigkeit der Verhältnisse aufzuweisen, und die Beantwortung der Fragebogen zu hindern. Untererleitet besagten verdrückende Briefe, von denen der Redner einen vorlas, in erschütterlicher Weise das nachende Verhältnis eines Anzahl Angestellter für ihre eigene Lage.

Wenn oft von selbisthem Material unterbreiteten Vortrag folgte ein zweiter Vortrag des Herrn v. Gerlach. In anbetragt der vorgerichtigten Zeit bestränkte sich der Redner vorwiegend auf eine Zusammenstellung der bisher erhobenen Forderungen, die jeder human Bühlende, gleichviel welcher Parteizugehörigkeit, unterstützen mußte. Zunächst ergrübe man Bestimmung der Zahl der Dienstboten, die in einem Hause gehalten werden dürfen, der Frauen, der die Wahrheit fürchtet. Man müsse Dr. St. H. dankbar sein, der genig gern mit seiner Unter-suchung zurücktrete, sobald eine behördliche Enquete vorgenommen werde. Die zweite Forderung sei selbstverständlich: Abänderung der geltenden Bestimmungen in unsere Zeit hinneigenden Gesetze-buchung von 1810. Auch die Dienstlöhne, die durch Verordnung vom Jahr 1896 bei uns obligatorisch eingeführt sind, müßten abgeändert werden. Endlich solle in jeder Woche mindestens ein halber freier Tag geordnet werden: eine der Ursachen des Mangels an Dienstboten sei offenbar die größere Freiheit, die die Hausarbeit der Mädchen gewährt. Diese Forderungen sind erreichbar einestells nur durch Organisation der Angestellten und ersten Kampf um ihre Rechte; andererseits läge es auch im Interesse der Hausfrauen selbst, der Bewegung, die ihnen selbst noch einmal sehr gefährlich werden könne, durch Untergründung der berechtigten Forderungen ihrer Dienstboten die Spitze abzubrechen. Redner wende sich deshalb an die klugen Epistologinnen unter den Frauen. Den Haus-angestellten aber rief er zu: „Vorwärts auf der begonnenen Bahn! Stärken Sie Ihre Organisation, dann kann der Erfolg nicht fehlen!“ (Kohle'sches Bravo.) Folgende Resolution wurde beschlossen und einstimmig angenommen: Die Verammlung er-klärt, daß die unerhörten, gesetzlichen Ausnahmestimmungen, unter denen das Geföhne leidet, die Beteiligung der behörden-Verordnung erheischen. Dies Ziel kann nur durch die Organisation der Dienstboten erreicht werden. Pflicht eines jeden Dienstboten ist es, sich einer Organisation anzuschließen.“

Soziales.

— Zur Lage des Arbeitsmarktes liegt die Verhältnisse- rung, die Berliner Halbmonatsschrift Der Arbeits-markt für den Juni vorausgesetzt hatte, nimmere in schlem-madiger Befähigung vor. Während an den deutschen Arbeits-märkten für 100 offene Stellen im Juni v. J. nur 93 Be-werber zur Verfügung standen, drängten sich diesmal um 100 Stellen (sich 103,4 Arbeitssuchende, wo Mangel an Arbeits-

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Wochenbeilage zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1900

Donnerstag, 19. Juli

Nr. 29

„Lise.“

Eine Geschichte von Ernst Krowitzki.

I

Sie wohnten draußen vor der Stadt. Das einstöckige Haus, im Bauernstil, mit den niedrigen Wohnräumen an dem einen Giebel, mit dem Stalle am andern, lag hinter einem zweistöckigen Herrschaftshaus mit Reben umrankten Wänden und einem schönen schattigen Vorgärtchen, wo, so lange es die Wärme erlaubte, einige ziemlich verblüdete Gastdöchter häßlich, sitzend, plaudernd den Tag verbrachten. Im Hofraum lag die Kfzere des Menschenlebens sozusagen oben auf — jede Schminke war weggewischt. Schon wer die Frau vorüberhüpfen sah: bald aus der Stube und wieder hinein, bald nach dem Stalle, immer thätig, immer ängstlich scheu, der konnte auf dem blaffen, abgehärmten Gesichte lesen, daß geheimer Gram und Kummer hier tagtäglich ihre Schatten warfen und ihre schwersten Trümpfe auspielten.

Hätte das arme Weib vor acht Jahren ahnen können, wie es kommen würde.

Damals war sie die reiche Tochter eines Großbauern drunten im Niederbairischen, gesund, frisch, von manchem braven Burschen umworben. Jeden hatte sie hochmütig ausgelacht. Aber dann kam „der Rechte“ — ihr jetziger Mann. Die Bauernjungen in ihren krachledernen Hosen waren ihr ja stets zu wenig gewesen. Ihr Stolz stand höher. Sie wollt' einen „nobligen“ von München. Wer weiß, ob nicht auch manch' andere Bauernbirtin zugegriffen hätte, wenn der „Rechtsenfepp“ zu ihr gekommen wäre! Denn der Hubermann war ein strammer Kerl. Als die Genzi ihn kennen gelernt hatte, war er Leibkutscher bei einem tollen Grafen in München. Daher kam seine feine Livree und seine „Bildung“. Das war aber auch eine gar tolle Zeit: — fortwährend herumkutschieren in der Stadt und draußen auf dem Lande während der Jagdsaison. Und dann die vielen Soireen, Diners und Hausbälle. Der Sepp genoß des Grafen vollstes Vertrauen — denn er war verschwiegen wie das Grab. Da konnte schon viel tolles Zeug getrieben werden, ohne daß die gnädige Frau Gräfin es ahnte. Warf sie ja selber doch ein Auge auf den schmucken Leibkutscher. Da fiel schon oft was ab. Und so wurde lustig gelebt. Wie manche schwere Geldkiste hatte Hubermann per Wagen von der Bank holen müssen. Schließlich, als das letzte Geld verthan, aller Kredit erschöpft war und die Vergantung kam, schoß sich der Graf eine blaue Bohne ins Hirn . . .

Hubermanns Rolle als gräßlicher Leibkutscher war nun zwar ausgespielt; aber er hatte sein Schärfschen im Trocknen. Warum sollte er auch so dumm gewesen sein, nicht mit beiden Händen zu erraffen, so lang etwas zu erraffen war? Das hätte ja auch jeder andere an seiner Stelle gethan. Und Sepp Hubermann war kein Dummer! Er etablierte sich mit dem Gelde des Grafen: Der ehemalige Bediente machte sich zum Herrn und Fuhrwerksbesitzer, welcher aber sechs, acht Droschken, die er täglich aus sandte, zu befehlen hatte.

Der reiche Silberbauer da drunt' im Niederbairischen dachte freilich ganz anders von Hubermann. Er hatte so seine seßhaften Ansichten über die Ehrlichkeit des Erwerbes. Was Wunder also, daß er sein einziges Mädel, die Genzi, von dieser Heirat abzureuen versuchte. „So an Schwindel halt nit lang an“, sagte er öfters; „d'r Sepp is an Feimer, der is das noblige Stadtleben g'wöhnt. Pass' auf, daß du nit ein' schönen Tag's auffis't mit an paar Blaren!“ Genzi jedoch lehnte sich nicht an die väterlichen Warnungen. Sie heiratete den Hubermann. Mit einer schweren Ausstattung an Wirtschafsgut und einem großen Stück Geld zog sie nach München.

Die Hubermanns waren sein eingericht, ganz wie die nobelsten Stadtleute, das mußte ihnen der Reid lassen. Das Geschäft ging auch flott und warf viel ab. Wenn nur der Hubermann

wirtschaftlich gewesen wäre. Aber daran ließ er's ganz und gar fehlen. Die täglichen Einnahmen zu kontrollieren, fiel ihm gar nicht ein. Was die Kutscher abliefern, war ihm recht. Was sie mit dem Heu und Haber für die Säule machten, blieb ihm auch egal. Natürlich verschlang diese unsinnige herrenlose Wirtschaf viel Geld. Aber der Hubermann hatte es ja. Er griff nur in den langen Strumpf voller Gold und Silberthaler, den seine Frau mitgebracht hatte, zahlte und zahlte. Zu allem hatte er seine noblen Passionen. Er saß von morgens bis spät nachts in Biercellern, Wein- und Kaffee-Restaurants, tertelte, zechte — und liebte . . .

Genzi freilich hatte von alledem kaum eine blasse Ahnung. Aber die von Tag zu Tag roher werdende Behandlung ihres Mannes, der selten mehr nüchtern nach Hause kam und sie gar oft thätlich angriff, hatte ihr längst allen Frohsinn und alle Unbefangenheit geraubt. Sie weinte gar oft vor sich hin und empfand, je mehr sie aufwachte, nur desto tiefere Reue über ihre einstige Blindheit. Warum hatte sie dem Vater nicht gefolgt? Zwar suchte sie ihm jedesmal, so oft er in die Stadt kam, all ihr Unglück zu verheimlichen. Aber er hörte genug in den Schenken über Hubermann.

Das ging noch so fort eine geraume Weile. Dann war es plötzlich aus mit all' der Herrlichkeit. Die schier zahllosen Gläubiger und die Gerichtsvollzieher nahmen das letzte — und eines kalten Wintertages lagen die Hubermanns obdachlos auf der Straße . . .

Wohin sollte nun das arme Weib mit ihrem kleinen Buben? Sollte sie betteln gehen? Um alles in der Welt nicht! Wenn doch die Menschen nicht so schadenfroh wären über das Unglück der andern! Wenn sie doch nicht so herzlos wären, wo ein Unglücklicher, Armer, Verarmter an ihre Thüre klopft! Wozu hätte sie denn ihren Mann? Der sollte nur um Brot und Unterkunft sorgen!

Ach, der Hubermann — wäre der nur nicht so ein herzloser Schurke gewesen! Sie weinte und bat — er mißhandelte sie, einen Tag um den andern. Sie sollte Geld schaffen. Woher? Sollte sie sich prostituieren? Ihm wär's ja egal gewesen, wenn nur Geld ins Haus käme. Schließlich verließ er sie mit der Drohung, daß, wenn sie nicht Mittel schaffe, er ihr, sofern er wiederkäme, ans Leben gehe.

Da blieb sie nun allein zurück mit dem kranken Kinde, hungernd, frierend, jammernd und geschunden an lebendigem Leibe. Da saß sie nun in einem nassen Kellergewölbe, das irgend eine mitleidige Seele ihr als vorläufiges Schlupfloch gewährt hatte. Was beginnen? Wohin? Nach Hause? Sie schauderte bei diesem Gedanken. Sie starb beinahe vor innerer Scham. Was würde der Vater sagen? Er würde sie, so hatte er ja in einem harten Abjagebriefe schreiben lassen, hinauswerfen. Und dann? Ja, wer sollte sich denn ihrer annehmen? Am liebsten tot sein! Ja, das wär' das best! Aber was sollte aus dem Kinde werden. . .? So blieb sie leben um des Kindes willen. Das sollte ja ihr Trost sein in aller Verlassenheit, jetzt — und später.

Ach ja, der arme Wurm. Wie es sie so lieb anlachte, als sie es an der wulsten Brust stillte. Was wukte es von Kummer und Sorge? Was von salzigen Mutterthänen? Es grub sich mit seinen frostblauen Fingerringen in die schlaffe, leere Brust, lachte und kralhte. Wie konnte sie diesem heiligen Kindeslächeln widersprechen. Sie kämpfte genug mit sich. Aber sie kämpfte sich durch zum ärgsten Wagnis, zur Kraft der Seele — um des Kindes willen.

Und als nach einigen Tagen Hubermann berauscht und tierisch-brutal sie antrat, da ging sie ihm fest entgegen. Ihr Entschluß war sicher gefaßt. Hatte Hubermann sie auch dem Glend überlassen, so wollte sie doch seine Zukunft zu sichern suchen. Würde der Vater sie auch von der Schwelle weisen — sie wollte ihn auf Knien um Hilfe ansehn, so lang, bis sein Herz doch weich würde unter ihren Bitten und Thränen.

Hubermanns Wildheit brach sich hier doch an dem heiligen, thränenlächelnden Ernste des armen Weibes. Und als sie mit dem sorglich in wärmende Luchdecken eingemummten Kinde hinauswankte in den kalten schneenarrenden Wintertag, da schlug er die Hände vors Gesicht und brach in sich zusammen...

II.

Genzi hatte damals viel auszusehen gehabt. Nach fünf-tägiger Wanderung auf verschneiten Wegen war sie unweit vom Vaterhause zusammengefunken — halb verhungert, dem Wahnsinn nahe. So hatte man sie aufgelesen mit dem wimmern-den Kinde... Tief und lang schwebte sie zwischen Tod und Leben.

Der Bube als gedieh. Da regte sich doch zuletzt in der Seele des Silberbauern ein warmes Mitgefühl für Genzi. Er stand ja allein — so sollte sie bei ihm bleiben. Vollends der kleine, zappelige Junge hatte es ihm angethan.

Nur von Hubermann wollte er nichts mehr wissen, der mochte bleiben, wo er wollte. Aber zuletzt konnte er doch Genzis Bitten nicht widerstehen, so schwer es ihm um ihres so lieb gewonnenen Bubens willen auch werden mochte. Und als schließlich Hubermann einmal über das andere flehentliche Briefe schrieb, als er zuguterletzt selbst kam, um Verzeihung bat und feierlich gelobte, ein ordentlicher Mensch zu werden, da griff der Silberbauer tief in die Tasche — „zum letztenmal“, wie er sich bei allen Heiligen beschwor.

Dann ließ er einen großen Wagen mit Hausgerät und Lebensmitteln vollpacken, und kutschierte die Hubermanns nach München. Damit nicht genug, nahm er auch ein tüchtiges Pferd mit, kaufte in der Stadt eine Droschke nebst allem Zubehör, schaffte in die Wohnung das nötige Wirtschaftsgeräde und in die Stallung eine Fuhrre Heu, Stroh und Haber. Ein paar hundert Mark Bargeld, die er zurückließ, konnten wohl für eine Weile ausreichen. So begann ein neues Leben.

Hubermann war doch müde geworden. Früher großer Herr und Lohnkutschereibesitzer, mußte er jetzt selber auf dem Kutschbock im behördlich vorgeschriebenen Habit und wachsteinenen Zylinderhut am angewiesenen Platze neben der Hauptpost auf den Zufall geduldig warten.

Das war bitter, sehr bitter.

Noch dazu die Stichelreden der anderen.

„Schau's den an. Früher a feiner Stadtherr und igt? Abi g'fallen is er der Lump. Izt kann der Baki schon froh sein, daß ihm der Silberbauer wieder auf'n Fiakergaul g'setzt hat. Na ja, dös kimmt von so an Hochmut.“

Oft stieg dem Hubermann die Galle bis zum Halse herauf; er hätte am liebsten mit dem Peitschenstiel drein geschlagen. Aber was sollte er thun? Sich noch mehr dem Gespötte aussetzen? War es nicht klüger, allen Groll und Zorn zu verschlucken?

Und Hubermann lernte es bald, sich zu bekämpfen — um seiner Fortexistenz willen. Er war stets als erster auf dem Platze und der letzte, der ihn verließ in tiefer Nacht. Dann ging es aber direkt nach Hause.

Hier schaffte Genzi in Wohnung und Stallraum unverdrossen, von früh bis spät. Das sah man an der akkuraten Ordnung und Sauberkeit, die in jedem Winkel, selbst auf dem Hofe herrschte. Bei all der schweren Arbeit war Genzi doch immer heiter und wohl auf. Wenn Hubermann um Mitternacht, manchmal noch viel später vom Geschäfte heimkam, konnte er sich ruhig zu Bette legen. Das treue Weib besorgte die „Lise“ — denn so hieß die von ihrem Vater mitbekommene Stute — mit peinlichster Sorgfalt, putzte Wagen und Geschirr und ging erst schlafen, wenn alles wohl verwahrt hinter Schloß und Riegel war. Morgens beim ersten Hahnenschrei sprang sie schon wieder auf, um im Stalle nachzusehen und eine reichliche Ration Heu in die Kausse und Haber in die Krippe zu schaffen, die „Lise“ zu tränken und in der Küche das Frühstück zu bereiten.

Mittlerweile war dann auch Hubermann aufgestanden und hatte sich fertig gemacht. Sorgen brauchte er sich um nichts. Genzi pflegte regelmäßig, nachdem die „Lise“ fein gestriegelt war, anzuspinnen. Hubermann hatte nur die Peitsche zu nehmen und sich auf den Bock zu schwingen zur fröhlichen Morgenfahrt auf seinen Standplatz an der Hauptpost.

So ging das einen Tag wie den andern.

Man lebte und strebte in schönster Eintracht und Harmonie vorwärts. Und der Segen kam da wie von selbst. Das Geschäft warf so viel ab, um auch einen Groschen beiseite zu legen, und bald stand das zweite Pferd im Stalle. Nun brauchte die „Lise“ nicht jeden Tag ins Geschirr. Und das war für

Genzi ein wahrer Trost; denn sie liebte das Tier: — es hatte Segen ins Haus gebracht.

Aber wie es so geht im Menschenleben — Glück ist selten von langer Dauer; die menschliche Kreatur kann sich so schlecht mit ihm vertragen. Zu Hubermann begann sich, je besser es ihm glückte, der ihm angeborene Hochmutsdünkel und Hang zum Wohlleben wieder mehr und mehr zu regen.

Das Großstadtleben bietet genug Lockmittel und Reizungen; und gerade die, welche gewissermaßen aus der Dämonie aller menschlichen Leidenschaften und Triebe dunkel-geheimnisvoll vom Schlamm des konzentrierten Großstadtetriebes wie Blasen heraufquellen, sind die gefährlichsten.

Hubermanns im Grunde genommen dämonische, nur durch die Widrigkeit der Existenzverhältnisse bislang künstlich zurückgeschraubte Natur fing an, Seitensprünge zu machen. Erst vorsichtig prüfend, dann freier; erst in langen, dann in kurz aufeinander folgenden Intervallen zuletzt kühner, ungebundener — bis zur fessellosen Anarchie. Er fand gleichgültige Kameradschaft. Nun suchte er ihre Gesellschaft; zuerst beim Biertrug, schließlich in Wein- und Schnapschenken. Es kam die Sorglosigkeit, die Gleichgültigkeit gegen die Existenzsicherung für die Zukunft, die Rücksichtslosigkeit gegen Frau und Kind über ihn. Man trank, spielte auch — was lag daran! Konnte, was heute verspielt, verprägt und verthan, nicht morgen, übermorgen wieder mit Leichtigkeit eingebracht werden? Denn „einmal ist einmal“, zweimal, dreimal, zehnmal — hundertmal auch nicht. Warum soll's einem nicht vergönt sein, sich hin und wieder als „Mensch zu fühlen“? Aber da fängt das Zigeunertum an; da wagt die „Bestie im Menschen“ die ersten Sprünge!

Hubermann kam von dort ab öfters ziemlich spät nach Hause — manchmal auch im Rausch. Wen ging's was an? Etwa sein Weib? Die sollte nur mucken!

Genzi sagte nichts; aber ihr besorgter Blick war Hubermann lästig. Er nörgelte, er brummte, er kommandierte — er fluchte und schimpfte zuweilen. Das wiederholte sich je länger, desto mehr. Bald war der Wagen nicht sauber genug gepußt gewesen, bald taugte das Essen nichts; bald kriegten die Pferde zu viel Futter, bald war dies nicht recht, bald jenes — kurz, alle Tage hatte Hubermann etwas anderes auszuweisen.

Genzi erfüllte nur um so gewissenhafter ihre Wirtschaftspflichten. Um Geld jedoch wagte sie nicht zu fragen. Sie half sich durch, so gut und so lang es ging.

Hubermann aber wurde trotz alledem mit jedem Tage kräftiger, mißtrauischer, liebloser, unausstehlicher.

Mit Genzi besprach er nichts mehr. Dagegen nahm er den kleinen Bubens auf seine Seite, forschte ihn aus nach diesem und jenem, was die Mutter treibe, und befahl dem Kinde, nur immer hübsch zu beobachten, ihm alles, alles zu erzählen. Die Mutter hätte ihm nichts, gar nichts zu sagen; er könne thun, was er wolle. Aber so sie es jemals wagen sollte, ihm, dem Kinde, ein schiefes Wort zu sagen, oder gar, es für seine Unarten zu züchtigen, so werde er ihr gründlich auf den Nacken steigen.

Genzi weinte ob dieser brutalen Entfremdung des Bubens oftmals im stillen. Derselbe war bald ihr offener oder versteckter Aufpaffer — und unbewußter Ankläger. Kindermund hat ja stets allerlei zu sagen. Es kommt da bloß darauf an, daß man solch' harmloses Plappern absichtlich böshaft auslegt, um ein armes Weib zu verdächtigen und zu martern. Aber das verstand Hubermann, zumal im Rausche — und wann war er denn auch recht nüchtern? Der Bube brauchte bloß das harmloseste Wort über die Mutter zu sagen — und Hubermann zeterte, polterte, brüllte. Ja, er ging zu Thätlichkeiten über, er mißhandelte das arme Weib gerade wie ihm gefiel, für nichts, für rein gar nichts. Er wußte selbst nicht, warum er das that — aber es bereitete seiner zur härtesten Roheit und Willkür aufgestachelten Natur ein teuflisches Behagen. Sie sollte nur, so drangsaliierte er sie täglich, wieder hingehen, woher sie gekommen. Es sei denn, sie brächte Geld — aber sonst brauchte sie nicht wieder zu kommen, er und der Junge würden schon ohne sie leben.

Wie oft warf er ihr die Peitsche ins Gesicht; wie oft stieß er sie im Stalle beiseite, daß sie gegen die Krippe oder gegen Wand und Pfeiler prallte und ohnmächtig nieder sank! Blaue Streifen, blutunterlaufene Augen waren bededete Zeugen für Hubermanns tierische Brutalität.

Das Weib duldete alles. Was sollte sie auch unternehmen? Sie war ja nur ein schwaches Geschöpf, ein Schatten und Schemen, abgemagert wie ein Skelett, kränkelnd und quälend.



Der Mann stieß sie weg von sich — das einzige Kind, die Hoffnung späterer Jahre, war ihrem Herzen entfremdet worden. Sie durfte ihm nicht Mutter sein, so sehr ihre Liebe sie hintrieb. Sie wollte dem Manne ein Liebendes, sorgliches Weib sein — statt dessen entwürdigte er sie zur Sklavin. Sie möchte wohl aufschreien vor Schmerz, vor Zorn und Haßgier, in alle Welt ihres Mannes Niedetracht hinausschreien. Aber was würden die Leute sagen? Man würde sie als schuldigen Teil verdammen — Hubermann würde Recht kriegen. So ist die Welt. Also war es ihre fürchterlichste Pflicht, zu schweigen — aus Klugheit. Heimlich, ohne daß der Junge es sah, oder sonst wer Fremder, konnte sie doch schon sich ausweinen. Aber wer jemals verdammt war, alles was ihm die Seele bedrückte, mit sich allein auszumachen, keinem sein Herz auszuschnitten, niemand sich mitzuteilen, der weiß, wie das Leben an der eigenen Flamme sich raslos verzehrt — bis es schwächer und schwächer flackert und langsam, langsam verglimmt . . .

(Schluß folgt.)

Tolstoi über den Selbstmord.

Ein südrussisches Blatt veröffentlichte dieser Tage einen Auszug aus einem Privatbriefe Leo Tolstois, worin sich der Philosoph von Jasnaja-Poljana über den Selbstmord äußert, den er als un sittliche That entschieden verurteilt.

„Die Frage, ob der Mensch überhaupt das Recht habe, sich zu töten.“ schreibt Tolstoi, „ist unrichtig gestellt. Von einem Recht kann gar nicht die Rede sein. Man kann nur fragen, ob es vernünftig und sittlich ist (das Vernünftige und das Sittliche sind immer identisch), sich zu töten? Nein, es ist unvernünftig, ebenso unvernünftig, wie wenn man die Triebe einer Pflanze abschneidet, die man vernichten will: sie würde nicht umkommen, sondern nur anfangen, unregelmäßig zu wachsen. Das Leben ist unzerstörbar — es ist unabhängig von Zeit und Raum, und deshalb kann der Tod nur die Form des Lebens verändern, seine Neuherung in dieser Welt aufheben. Ist aber das Leben in dieser Welt zu Ende, so weiß ich erstens nicht, ob seine Neuherung in einer anderen Welt mir angenehmer sein wird, und zweitens beraube ich mich der Möglichkeit, für mein Ich alles das zu ergründen und zu erwerben, was es in dieser Welt erwerben konnte. Außerdem, und das ist der Hauptgrund, ist es unvernünftig, sich zu töten, da ich, wenn ich meinem Leben ein Ende mache, weil es mir unangenehm erscheint, dadurch zeige, daß ich einen verkehrten Begriff von der Bestimmung meines Lebens habe, indem ich annehme, daß meine Lust seine Bestimmung ist, während diese einerseits die Vervollkommnung meines Ich ist und andererseits ich dem dienen muß, worin das Leben der ganzen Welt besteht. Deswegen ist eben der Selbstmord unsittlich: dem Menschen ist mit dem Dasein die Möglichkeit gegeben, bis zum natürlichen Tode zu leben, aber nur unter der Bedingung, daß er dem Leben der Welt dient. Er aber hat das Leben nur so lange benutzt, als es ihm angenehm ist, während aller Wahrscheinlichkeit nach dieses Dienen gerade dann begann, als ihm das Leben unangenehm erschien. Jede Arbeit ist anfangs unangenehm. In einem russischen Kloster lag mehr als 30 Jahre lang ein durch einen Schlaganfall gelähmter Mönch, der nur seine linke Hand bewegen konnte. Die Ärzte sagten, er müsse sehr leiden, er aber klagte nicht nur über seinen Zustand, sondern äußerte, indem er sich bekreuzigte und die heiligen Bilder anschaute, beständig Gott seine Dankbarkeit und Freude über den Funken von Leben, der in ihm glühte. Viele Zehntausende von Besuchern kamen zu ihm, und man kann sich nur schwer vorstellen, wie viel gutes von diesem Menschen, dem die Möglichkeit, eine Thätigkeit auszuüben, ganz genommen war, in die ganze Welt ausgegangen ist. Gewiß hat dieser Mensch mehr gutes gethan, als Tausende und Abertausende von gesunden Menschen, die sich einbilden, daß sie in allen möglichen Beziehungen der Welt dienen.“

„So lange im Menschen Leben ist“, schließt Tolstoi seine interessante, faun aufschreckende Aeußerungen, „kann er sich vervollkommen und der Welt dienen. Aber der Welt dienen kann er nur, indem er sich vervollkommnet, und sich vervollkommen kann er nur — indem er der Welt dient.“

Letztes Glück.

Skizze von F. Westmeyer.

Er war „Ratsfauler“. So nannte man in meinem Heimatstädtchen die vom Räte der Stadt beschäftigten Arbeiter. Zumeist waren es alte, bedürftige Leute, die für wenige Pfennige Lohn die Straßen und Plätze zu kehren, Anlagen und öffentliche Wege in Ordnung zu halten hatten. Als Steinklopfer sah man sie bei Sonnenbrand und Regen vor den Thoren der

Stadt das zum Ausbessern der Wege dienende Material zerhackeln. Im Winter, bei Schnee und Kälte, hatten sie zu sorgen, daß die Wäter der Stadt beim Gange zum Rathaus wohlgebahnte, mit Sand bestreute Wege voranden. Von sozialer Weichherzigkeit wenig angetränkt, wußten die Ratsbahnherrschaffen so auch die „Armenunterstützung“ noch gewinnbringend anzulegen.

Bisweilen wollten aber die alten, mürben Knochen der Wohlthaten-Empfänger den Dinst nicht mehr so recht leisten. Die zitternde Hand konnte den Steinhammer nicht mehr so recht schwingen. Hade und Schaufel waren dem kraftlosen Arm zu schwer geworden. „Ratsfaule“ hatte deshalb das Volk in gütigtem Spott die alten Arbeiter getauft.

So ein „Ratsfauler“ war auch unser alter Nachbar, der seit undenklichen Zeiten mit seiner greisen Lebensgefährtin im Häuschen nebenan still und eingesogen lebte. Sechundsiebzig Jahre hatten sein Haar gebleicht, seinen Nacken gebeugt, während sein Weib, obgleich noch rüstiger als der Mann, noch zwei Jahre mehr zählte. Wenn man dem Psalmisten glauben darf, so war das Leben dieser beiden Alten köstlich gewesen, denn aus Mühe und Not war es zusammengeleßt, Arbeit und Jammer waren ihre treuesten Begleiter. Zwei kräftige Söhne, der Stolz und die Hoffnung ihres Alters, waren im sechshundsechziger Bruderkriege gefallen „für Gott, König und Vaterland“. Die einzige Tochter, eine Witwe mit sechs Kindern, die im selben Häuschen wohnte, bedurfte selbst der Unterstützung. Und manchen Bissen sparten sich die Großeltern vom Munde ab, um die ewig hungrigen Mäuler der vaterlosen Enkelkinder zu kochen.

So war es nicht nur die eigene Not, die den alten Mann zwang, seinen Dienst gewissenhaft zu versehen. Bünklich mit dem Glockenschlag hörte ich ihn jeden Morgen an unserem Fenster vorbei zur Arbeit gehen. Sein farges Mittagbrot brachte ihm eins der Enkelkinder zur stets wechselnden Arbeitsstätte hinaus. Die alten Weine konnten den Weg zum häuslichen Herde in der kurz bemessenen Frist nicht zurücklegen. Und wenn er abends heimkehrte, oftmals frostsittend oder bis auf die Haut durchnäßt, so war die greise Gattin liebevoll bemüht, ihm die schweren, schmutzigen Stiefel von den Füßen zu ziehen, die regenichere Arbeitsjoppe gegen die gewärmte, wollene Jacke zu vertauschen. Mit zitternden Händen stopfte sie ihm dann sein Pfeisfen. Die Enkelkinder unterrichteten während die abgelegte Arbeitskleidung. In der Regel fand sich noch ein Rest des Frühstück- und Vesperbrotens.

So war er auch an einem Wintermorgen zur Arbeit gegangen. Die Sterne schienen noch am nächtlichen Himmel, als ich den Greis hüftelnd am Fenster vorbeihumpeln hörte. Er sollte sein Tagwerk nicht vollenden. Mancher der so eifrig um das Wohl der Mitbürger besorgten Stadtväter mochte sich noch behaglich in den warmen Federn dehnen, als zwei Arbeiter den Alten heimbrachten. Auf frostglattem Wege war er gestürzt und hatte das Bein gebrochen. Sein Weib brach nicht zusammen, als sie den alten Gefährten, ohnmächtig, mit Blut und Schmutz bedeckt, zur niederen Stube herein schleppte. Kein Nagelant entflohen den welfen Lippen der Greisin. Die Frauen des Volkes sind aus anderm Holze geschnitten, als die Damen der großen Welt. Mit erhaunlicher Mühseligkeit bereitete sie das Lager dem wunden Manne. Sorgsam trennte sie die Kleider und half den Ohnmächtigen zu betten. Nur als er, gereinigt und verbunden, so still in den Kissen ruhte, strich sie ihm mit zitternder Hand über die gefurchte Stirn und das spärliche, weiße Haar. Reife nannte sie ihn mit seinem Vornamen, wie sie es wohl vor langen, langen Jahren gethan haben mochte. Und der Alte öffnete die müden Augen und lächelte seiner greisen Lebensgefährtin liebevoll zu.

Am Abend hatte er ausgelitten. Der morsche Körper hatte nicht mehr Lebenskraft genug besessen, um dem unerbittlichen Tod widerstehen zu können. Freilich, wie schlafend ruhte der Alte auf dem Lager. Nur die tiefen Furchen auf der Stirn, den Leidenszug um den zahnlosen Mund hatte auch die kalte Hand des Todes nicht verwischen können. Fast noch schärfer als im Leben trat die Runenschrift der Not bei dem flackernden Scheine der beiden Kerzen, die zu Häupten des Toten brannten, auf dem hageren Greisenantlitz hervor.

Die Greisin am Lager hielt noch die Hand des toten Gefährten umklammert. Doch keine Thräne entquoll den heißen Augen. Mit müder Freundlichkeit wandte sie sich an ihre Tochter, die weinend zu Füßen des Lagers stand. „Gieb mir mein Brautheind aus der untersten Schublade der Truhe. Auch den Brautkranz! Zerdrück ihn aber nicht!“ Mutter! So willst Du uns auch verlassen?“ fragt die Frau mit erstickter Stimme. Fast ertraunt schaut die Alte ihre Tochter an, die das Verlangen der Truhe entnommen und auf dem Stuhl ausgebreitet hat. „Wo er ist, muß ich auch sein! Auf der Welt bin ich nichts mehr nütze, meine Tochter. So! Jetzt leg Dich schlafen. Deine Kinder verlangen nach Dir. Bleib brav, meine Tochter!“ Einen Kuß, den letzten, drückt die Mutter auf die Stirn der Weinenden. Segnend ruhen die hageren, zitternden Hände auf dem schon mit Silberfäden durchzogenen Scheitel

der Tochter. „Küsse die Kinder — für mich!“ stammelt die Greisin. Dann winkt sie. Sie will allein bleiben mit ihrem roten Manne —

Am andern Morgen ruhte an der Seite des Toten sein Weib, den weißen Brautkranz in den starren Händen. „Am gebrochenen Herzen gestorben,“ würden die Dichter sagen, wenn die beiden jungen Liebesleute gemein wären. Auch im Tode vereint ruhen sie unter einem Hügel. Und ein wilder Rosenstrauch beschattet beider Grab. Letztes Glück!

Vermischtes.

* **Die Sprache der menschlichen Nägel.** Der Sachverständige kann aus der Beschaffenheit der Nägel an den verschiedenen Fingern beider Hände wertvolle Thatsachen ableiten, die der Aufmerksamkeit des Laien entgehen. Unter anderem kann es noch nach dem Tode eines Menschen wichtig sein, festzustellen, ob der Verstorbene während des Lebens links- oder rechtshändig war. Besonders kommt diese Frage häufig für die gerichtliche Medizin in Betracht, wenn entschieden werden soll, ob im Falle eines Mordes dieser von dem Verletzten selbst oder von einem andern ausgeführt worden sei. Früher hat man in der Breite und dem Umfange der Handgelenke den Maßstab dafür finden wollen, ob der Betreffende die rechte oder die linke Hand vorzugsweise benutzte hatte; dieses Verfahren aber hatte den Nachteil, daß die Messungen bei der Weiche der Haut stets unsicher waren und zu hohe Fehler entstanden, da der Unterschied zwischen der Breite der Handgelenke nur einige Millimeter betragen kann und da außerdem der Umfang des Handgelenkes nach dem Tode entsprechend der Lage der Hand im Augenblick des Sterbens bedeutend verändert wird. Es war daher ein wichtiger Fortschritt, als der französische Anthropologe Regnault vor etwa einem halben Jahre darauf hinwies, daß in den weitaus meisten Fällen die Nägel an der vorzugsweise benutzten Hand bedeutend breiter sind als an der andern, also bei Rechtshändigen die der rechten, bei Linkshändigen die der linken. Neuerdings hat dann, wie die Allg. Wiener Med. Centralztg. mittelt, der russische Anatom Minakow die Untersuchungen Regnaults aufgenommen und sie insofern erweitert, als er die Breite der Nägel nicht nur an beiden Händen, sondern auch an den einzelnen Fingern verglichen und subierte. Die Ergebnisse sind recht interessant und jeder Leser kann sie an seinen eigenen Händen nachprüfen. Bei den Rechtshändigen sind also die Nägel der rechten Hand viel breiter als die der linken. Bedient sich jemand beider Hände gleichmäßig, so besitzen auch die Nägel der entsprechenden Finger gleiche Breite, der Unterschied in der Breite der Nägel an den gleichnamigen Fingern beider Hände beträgt gewöhnlich zwischen $\frac{1}{4}$ und 2 Millimeter, selten mehr. Bei Rechtshändigen kann es jedoch zuweilen vorkommen, daß die Gesamtsumme der Nagelbreiten für die rechte Hand kleiner ist, als für die linke. Der Daumnagel ist bekanntlich stets der breiteste, übrigens auch bei dem neugeborenen Menschenkinde. Die Breite der andern Nägel nimmt in folgender Reihe ab: Mittelfinger, Ringfinger, Zeigefinger, kleiner Finger. Ganz auffallend ist die Erscheinung, daß die Nägel an der meist benutzten Hand weniger gewölbt sind als an der andern, am meisten abgeplattet sind die Nägel des Zeigefingers und des Daumens, am wenigsten die des Ringfingers und des kleinen Fingers. Beim noch ungeborenen Kinde sind die Nägel sehr platt, in den ersten Entwicklungsjahren aber mehr gekrümmt als beim erwachsenen Menschen. Der Grund der Abplattung bei den Nägeln richtet sich nach der Art der gewohnheitsmäßigen Beschäftigung, je nachdem diese die letzten Fingerglieder anstrengt, besonders stark wird sie bei berufsmäßigen Violinpielern sein. Werden die Nägel oft und sehr kurz beschnitten oder abgenagt, wie es bei Schlechterzogenen oder Geisteskranken der Fall ist, so werden sie sehr platt.

Auch die Dicke der Nägel ist gemessen worden, sie vermindert sich regelmäßig von dem Daumen gegen den kleinen Finger hin derart, daß der Nagel des letzteren etwa halb so dick ist, wie der des ersteren. Minakow hat auch eine Beziehung zwischen der Breite der Nägel und dem ganzen Körperbau ermittelt; die Nägel sollen nämlich um so breiter sein, je größer der Brustumfang ist. Diese interessanten Ergebnisse werden vielleicht für die gerichtliche Medizin besonderen Wert besitzen, vorausgesetzt, daß sie genügend sicher sind und nicht häufige Ausnahmen erfahren.

* **Mit einem Phonographen, der so laut spricht, daß jedes Wort in einer Entfernung von zehn englischen Meilen (16 Kilometer) gehört werden kann, sind jetzt in Brighton, der Hafenstadt an der Südküste Englands, Versuche angestellt worden.** Wenn man einen Satz lese in das kleine röhrenförmige Mundstück der Maschine flüstert, so wiederholt sie ihn in Tönen, die betäubender sind als Dampfsignale. Trotzdem ist jedes Wort vollkommen verständlich, und ein zehn Meilen entfernter Stenograph kann die Mitteilung derselben mit Leichtigkeit niederschreiben, als ob man sie ihm in dem-

selben Zimmer diktierte. Die Maschine ist eine Erfindung von Horace S. Short in Brighton. Sie sieht wie ein gewöhnlicher Phonograph aus und hat eine große Trompete, die 4 Fuß lang ist. Innerhalb dieser Trompete befindet sich ein kleiner, sehr empfindlicher Mechanismus, der ungefähr den Eindruck einer Pfeife macht — die Zunge der Maschine. Anstatt daß die hineingeprochenen Worte wie gewöhnlich auf Wachs genommen werden, ist eine Saphirnadel konstruiert, um die Punkte, welche die Tonvibrationen darstellen, auf einem silbernen Zylinder einzuschneiden, und wenn die Nadel ein zweites Mal über das Metall dahinfährt, so bringen die Vibrationen in der Pfeife eine Reihe von Luftwellen hervor; die Maschine wird zu einer sprechenden Sirene, welche die menschliche Stimme in ein betäubendes Geräusch verwandelt. Der Erfinder behauptet, unter günstigen Bedingungen könnten die Töne leicht von Personen auf einem 15 Meilen entfernten Schiff gehört werden. Wenn der Phonograph auf einem Leuchtturm oder Leuchtschiff untergebracht würde, so könnte er eine mündliche Warnung geben, die weit wirksamer sein würde, als Nebelhörner und Knallsignale, wie sie gegenwärtig im Gebrauch sind. Die Maschine könnte auch Konzerte im Freien wiedergeben, die von Tausenden mitangehört werden können, oder Neuigkeiten ausschreien, die über allem Lärm des täglichen Verkehrs und den mannigfachen Geräuschen in einer großen Stadt gehört werden würden.

Katheder-Blüten.

Eine der unerzürplichststen Quellen des Humors sind die vom Katheder herab verkündeten Aussprüche zerstreuter Professoren und Lehrer, die ganz ernst gemeint, bei näherer Betrachtung das Bizarrie find, was an unfreiwilliger Komik produziert wird: die sogenannten Katheder-Blüten. Die Schüler einer Wiener Gymnasialklasse haben sich den Spaß gemacht, im Laufe des letzten Schuljahres alle diese Katheder-Blüten zu sammeln. Die gelungensten Epäpe aus der köstlichen Sammlung sind die folgenden:
Wer einen Schirm sehr selten trägt, läßt ihn sehr häufig stehen.

Selten findet man ein leeres Schuackenhäus, in dem nicht ein Krebs drinnen ist.

Kein Mensch will freiwillig einen Bandwurm nehmen, damit das Geschlecht nicht ausstirbt.

Die Insekten haben sechs Füße, so daß sie nach allen Seiten zugleich kriechen können.

Aus Korallen macht man Perlen.

Die Heuschrecken haben gewöhnlich nur ein Fühlhorn, weil das zweite abgebrochen ist.

Ein Instrument, mit dem man in die Ferne schaut, zum Beispiel Mikroskop oder Telephon . . .

Dem Bestimmten erscheint alles im schwarzen Licht.

Berechnen Sie sich anständig, oder gar nicht.

Die meisten Swarts endeten durch den Tod.

So oft ich den Mund aufmache, hört man ein dummes Geschwäg.

Den Scipio Africanus nannten seine Mitbürger zur Unterscheidung von dem späteren Zerstörer Karthagos: „Major“.

Der Name Karthago, das damals Junonia hieß, hatte einen üblen Klang.

Die Senatorenpartei stürmte unter Vorsitz des Scipio auf das Forum.

Bei der Verteilung des Landes bekam Jugurtha seine bessere Hälfte wieder.

Denken Sie sich, ein Loter ringe eben mit dem Leben.

Kolumbus gründete Amerika.

Machen Sie keinen Lummel, sonst gewöhnen Sie sich's an und thun's auch in anfändiger Gesellschaft.

Daß Karl den Sachsen ihre Rechte ließ, das haben wir schon im Jahre 790 gehört.

Die Wikingerschiffe hatten Schnäbel wie die Pferde.

Ihre Meerfahrten unternahmten sie zu Wasser und zu Lande.

Unsere wichtigste Aufgabe heuer wird sein, uns anzumerken, was wir zu nehmen haben und was nicht.

Haben Sie noch keinen Dhsien gesehen? Kommen Sie nur näher.

Im Krieg ist's nie ganz sicher; jeden Augenblick kann eine Patrone um die Ecke geflogen kommen.

Lesefrüchte.

Das Leben ist weder Zweck noch Mittel, das Leben ist ein Recht. Das Leben will dieses Recht geltend machen gegen den erstarrten Tod, gegen die Vergangenheit, und dieses Geltendmachen ist die Revolution. Der elegische Indifferentismus der Historiker und Poeten soll unsere Energie nicht lähmen bei diesen Geschäfte.
Heinrich Heine, Verm. Schriften.

Verantwortlicher Redakteur: Wihl. Swienty in Halle. — Druck der Halle'schen Genossenschaftsdruckerei.